

SPENCER QUINN  
Auf sie mit Gebell

## Buch

Chet ist der liebenswerteste Hund der Kriminalliteratur: Er hat Humor, ein großes, mutiges Herz und einen untrüglichen Jagdinstinkt, vor dem kein Verbrecher sicher ist.

*»Bernie und ich ermitteln in einem neuen Fall. Und der ist wieder mal eine echt harte Nuss. Obwohl wir das Ganze zuerst für einen Witz gehalten haben. Wir sollten nämlich eine mehrfach preisgekrönte Hundedame namens Princess beschützen, konnten uns aber beim besten Willen nicht vorstellen, wer dieser niedlichen Flauschkugel etwas Böses antun wollte. Doch dann geschah ein Mord, und Princess verschwand. Jetzt nehmen wir Bernie und ich die Fährte auf, und damit haben die Entführer nichts mehr zu lachen. Aber lesen Sie doch am besten selbst ...«*

Nicht nur Krimifans aus aller Welt lieben die charmanten und spannende Fälle von Bernie & Chet, auch Spencer Quinns Autorenkollegen zeigen sich einhellig begeistert: »Sehen Sie zu, dass Sie diesen einmaligen Krimi in die Pfoten bekommen!« *Stephen King*

## Autor

Spencer Quinn ist bereits mit seinem hinreißenden Hundekrimidebüt *Ein echt harter Knochen* der Sprung in die vordersten Ränge der New-York-Times-Bestsellerliste gelungen. Und auch seine weiteren spannenden Fälle für Chet, den charmanten Detektiv auf vier Pfoten, und sein treues Herrchen Bernie Little fanden sich dort wieder. Spencer Quinn lebt mit seinem Hund Audrey in Cape Cod.

Mehr Informationen über Spencer Quinn und die *Chet*-Krimis:  
<http://www.chetthedog.com/>

*Außerdem lieferbar:*

Ein echt harter Knochen (37476)

Spencer Quinn

# Auf sie mit Gebell

Bernie und Chet ermitteln

Aus dem Englischen übersetzt  
von Andrea Stumpf  
und Gabriele Werbeck

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Thereby Hangs a Tail« bei Atria Books,  
a division of Simon & Schuster, Inc., New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage  
Taschenbuchausgabe Juli 2012  
bei Blanvalet, einem Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
© 2010 by Spencer Quinn  
© der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by Blanvalet Verlag,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Umschlaggestaltung und -motiv: bürosüd°, München  
UH · Herstellung: sam  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-37904-0

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Dieses Buch ist Diana gewidmet



## *Kapitel 1*

Als der Bösewicht sich umsah – was für fiese kleine Augen er hatte! –, wurde ihm klar, dass er in der Falle saß. Wir befanden uns in einer Art Lagerhaus, groß und dunkel, mit ein paar schmutzigen Fenstern unter der Decke und haufenweise Maschinenteilen. Wie wir auf das Lagerhaus gekommen waren, wusste ich nicht mehr, und auch nicht, worum es bei dem Fall eigentlich ging. Aber wegen dieser fiesen Augen und des säuerlichen Ende-der-Fahnenstange-Geruchs, der ein bisschen dem von diesen koscheren Gürkchen ähnelte, die Bernie immer zu seinem Sandwich mit gebratenem Speck aß – ich habe mal ein Gürkchen probiert, das hat voll auf gereicht, wogegen ich zu einem Sandwich mit gebratenem Speck nie Nein sagen würde –, also wegen dieses Geruchs war ich mir hundertprozentig sicher, dass dieser Mann der Bösewicht sein musste. Ich machte einen Satz und packte ihn am Hosenbein. Fall gelöst.

Der Bösewicht schrie vor Schmerz auf, ein hässliches Quieken, bei dem ich mir am liebsten die Ohren zugehalten hätte. Leider kann ich das nicht, aber ich will mich nicht beklagen – ich bin zufrieden mit mir (selbst wenn meine Ohren, wie ich vor einiger Zeit feststellen musste, nicht zusammenpassen, aber dazu komme ich später vielleicht noch). Der Bösewicht quiekte und quiekte, bis mir schließlich dämmerte, dass ich vielleicht mehr als sein Hosenbein erwischte hatte. Das passierte manchmal: Meine Zähne sind vermut-

lich länger und auch schärfer als Ihre. Was war das? Ja, schmeckte wie Blut. Tut mir leid – mein Fehler –, aber es schmeckte nicht schlecht.

»Rufen Sie ihn zurück«, schrie der Bösewicht. »Ich geb auf.«

Bernie kam angerannt. »Gut gemacht, Chet«, sagte er keuchend und japsend. Armer Bernie – er versuchte mal wieder, das Rauchen aufzugeben, ohne großen Erfolg.

»Jetzt rufen Sie ihn doch endlich zurück! Der beißt mich!«

»Chet beißt nicht«, erklärte Bernie. »Jedenfalls nicht absichtlich.«

»Nicht absichtlich? Was wollen Sie ...«

»Andererseits erwartet er an einem bestimmten Punkt ein Geständnis.«

»Was? Der Köter hier?«

»Wie heißt das Wort?«, fragte Bernie.

Die fiesen Augen schossen wild hin und her. »Der Hund hier?«

»Ja, genau«, sagte Bernie.

Ich wedelte mit dem Schwanz. Und weil ich so gut gelaunt war – gibt es etwas Schöneres, als einen Job gut über die Bühne gebracht zu haben? –, schüttelte ich vielleicht auch ein klein wenig den Kopf.

»Auaaaa! Ich gestehe ja schon! Ich gestehe ja schon!«

»Was?«

»Was? Na, den Juwelendiebstahl in El Camino, was denn sonst?«

»Den Juwelendiebstahl in El Camino?«, erwiderte Bernie ungläubig. »Wir sind aber wegen des Brandanschlags auf die Bar J Guest Ranch hier.«

»Den meinetwegen auch«, rief der Bösewicht. »Aber rufen Sie ihn endlich zurück.«

»Chet?«, sagte Bernie. »Chet?«

Na gut. Aber ich muss schon sagen – dieser Geschmack von Menschenblut ... Könnte einen fast süchtig machen.

Ein paar Stunden später hatten wir zwei Schecks erhalten, einen für die Brandstiftung und einen für den Juwelendiebstahl, die uns sehr gelegen kamen, weil unsere Finanzen nämlich ein Desaster waren – Unterhaltszahlungen für Frau und Kind, eine fehlgeschlagene Investition in eine Firma zur Produktion von Hawaiihsen im Stil der Hawaiihemden, die Bernie immer zu besonderen Anlässen trug, und dann noch die schlechte Auftragslage in letzter Zeit, abgesehen von irgendwelchen langweiligen Scheidungssachen. Wir betreiben eine Detektei, Bernie und ich, die sich Little Detective Agency nennt, was mit Bernies Nachnamen Little zu tun hat. Ich heiße Chet, schlicht und einfach Chet. Unser Hauptquartier befindet sich in unserem Haus in der Mesquite Road, ein nettes kleines Häuschen mit einem großen, wunderbar für ein Nickerchen geeigneten Baum davor, während man hinten raus ganz schnell in den Canyon kommt, falls zufällig mal jemand das Tor offen gelassen hat. Dann ab durch die Mitte – ich kann Ihnen sagen ...

»Das muss gefeiert werden«, sagte Bernie. »Wie wär's mit einem Kaustreifen?« War die Frage ernst gemeint? Wer sagt schon Nein zu einem Kaustreifen? Er öffnete den Hängeschrank über der Spüle, wo die Kaustreifen lagen – zu einer früheren Zeit, einer sehr schönen Zeit, befanden sie sich auf einem offenen Regal viel weiter unten. »Und wenn wir schon dabei sind ...« Owei. Bernie nahm auch die Flasche Bourbon, die neben den Kaustreifen stand.

Wir setzten uns hinters Haus und sahen zu, wie die Sonne unterging und sich das Licht am anderen Ende des Canyons änderte. Bernie saß am Tisch und nippte an seinem Bourbon, ich lag darunter und versuchte so lange wie möglich an

dem Kaustreifen herumzukauen. Das war schließlich nicht irgendein Kaustreifen, sondern ein High-End-Kaustreifen mit Speckgeschmack von einer Firma namens Rover and Company, die unser Kumpel Simon betrieb. Wir hatten Simon bei einem Vermisstenfall kennengelernt, unserer Spezialität. Speckgeruch – von der allerbesten Sorte – stieg in einer dichten Wolke um mich herum auf. Ich sah durch die Glasplatte zu Bernie hoch. Konnte er es riechen? Wahrscheinlich nicht. Nie würde ich mich daran gewöhnen, wie mickrig sein Geruchssinn war – der Geruchssinn der Menschen allgemein.

Er sah zu mir herunter. »Was geht dir durch den Kopf, mein Junge? Ich wette zehn zu eins, dass du daran denkst, wie du diesen Typen zur Strecke gebracht hast.« Falsch, aber in diesem Moment kratzte er mich zwischen den Ohren, genau an der Stelle, die, wie mir erst jetzt klar wurde, dringend gekratzt werden musste, und ich wedelte mit dem Schwanz. Bernie lachte. »Ich kann offenbar Gedanken lesen«, sagte er. Nicht annähernd, aber egal – meinetwegen sollte er glauben, was er wollte, solange er nicht aufhörte, mich zu kratzen, so richtig schön fest mit den Nägeln, ein echter Fachmann. Er hörte auf – zu früh, wie immer zu früh – und sagte: »Wie wär's mit dem Dry Gulch? Ich finde, wir haben es uns verdient.«

Schon war ich auf den Beinen und schluckte den Rest des Kaustreifens runter. Das Dry Gulch Steakhouse and Saloon war eines unserer Lieblingslokale. Davor stand ein riesiger Holzcowboy – ich hatte einmal das Bein daran gehoben; nicht gut, ich weiß, aber was soll man machen? –, und hinten raus gab es eine Terrasse mit Bar, wo auch unsereins willkommen war. Wir stiegen in den Porsche – ein altes Cabrio, das unser ein bisschen weniger altes Cabrio ersetzt hatte, nachdem es eines Tages in einen Abgrund gestürzt war, was

ich nie vergessen werde. Auch wenn ich mich an den Rest nicht mehr so genau erinnere ... braun mit gelben Türen, Bernie hinterm Lenkrad, ich auf dem Kopilotensitz. Gibt es etwas Schöneres, als auf dem Kopilotensitz zu fahren? Ich hielt die Schnauze in den Wind: Gerüche flogen schneller an mir vorbei, als ich sie zuordnen konnte, eine Art Nasenvöllerei, die Sie wahrscheinlich nie ...

»He, Chet, mach dich nicht so breit, Kumpel.«

Huch. War wohl zu weit auf Bernies Seite. Ich rückte näher zur Tür.

»Und hör auf zu sabbern.«

Sabbern? Ich? Ich rückte noch ein Stückchen weiter weg und saß den Rest der Fahrt über stocksteif da, Rücken gestreckt, Augen geradeaus, unnahbar. Ich war nicht der Einzige, der hier sabberte, Bernie hatte schon mehr als einmal im Schlaf gesabbert, genau wie seine Exfrau Leda. Menschen sabberten nämlich auch, und das nicht zu knapp. Aber hatte ich mich ein einziges Mal deswegen beschwert oder auch nur schlecht von ihnen gedacht? Nein, wie käme ich denn dazu?

Wir saßen auf der Terrasse des Dry Gulch Steakhouse and Saloon, Bernie auf dem Hocker am Ende des Tresens, ich auf dem Boden. Die große Sommerhitze – ach was, Hitze, eher ein Gewicht wie Blei, das Tag und Nacht auf einem liegt – war vorbei, aber es war immer noch ziemlich warm und die kühlen Fliesen daher sehr angenehm. Bernie deutete mit dem Kinn zur anderen Straßenseite. »Was ist das?«

»Was denn?«, fragte der Barkeeper.

»Das Loch.«

»Eigentumswohnungen«, sagte der Barkeeper. »Zehn, fünfzehn Stockwerke vielleicht.«

Bernie hatte dunkle, buschige Augenbrauen, die eine ganz

eigene Sprache sprachen. Manchmal wurden sie merkwürdig krumm, so wie jetzt, und sein Gesicht, normalerweise ein sehr netter Anblick, verfinsterte sich. »Und wenn der Aquifer austrocknet, was dann?«, fragte er.

»Aquifer?« Der Barkeeper hatte keine Ahnung, wovon Bernie redete.

»Wissen Sie eigentlich, wie hoch die Einwohnerzahl im Valley inzwischen ist?«, fragte Bernie.

»Im ganzen Valley?«, entgegnete der Barkeeper. »Ich schätze mal, ziemlich hoch.« Bernie bedachte ihn mit einem langen Blick, dann bestellte er sich einen Doppelten.

Eine Kellnerin mit Cowboyhut kam vorbei. »Ist das nicht Chet? Dich hab ich ja schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen.« Sie ging in die Hocke und tätschelte mich. »Magst du immer noch Steakreste?« Warum sollte sich das je ändern? »Schon gut, mein Großer, schon gut.«

Bernie bekam einen Burger und noch einen Bourbon, ich bekam Steakreste und Wasser. Sein Gesicht sah wieder normal aus. Uff! Bernie machte sich eine Menge Sorgen wegen des Aquifers, und wenn er erst einmal damit angefangen hatte, konnte er meistens gar nicht mehr aufhören. Unser ganzes Wasser kam aus dem Aquifer – das erzählte er andauernd, auch wenn ich diesen Aquifer noch nie gesehen hatte. Mir war das alles ja ein Rätsel: Im Valley gab es genug Wasser – wie sonst sollte man sich das morgendliche und abendliche Besprenkeln der Golfplätze erklären und diese hübschen Regenbogen, die dabei entstanden? Wir hatten Wasser in rauen Mengen. Ich stand auf und presste meinen Kopf gegen Bernies Bein. Er kraulte mich ein bisschen an der Stelle zwischen den Augen, wo ich nicht hinkam. Ah, die reinste Wonne. Dann entdeckte ich zwei Pommes frites unter dem Barhocker neben Bernie und schnappte sie mir.

Ein, zwei Bourbon später kam Lieutenant Stine vom

Metro Police Department, ein kleiner Mann in einem piccolo sauberen dunklen Anzug. Bernie hatte vor ewig langer Zeit mal für ihn gearbeitet, vor meinen Abenteuern in der K9-Hundeschule (von der ich am allerletzten Tag geflogen war; eine lange Geschichte, aber es ist kein Geheimnis, dass eine Katze beteiligt war), und hatte irgendwie Anteil daran gehabt, dass Bernie und ich zusammenkamen, wobei die Einzelheiten ein bisschen nebulös sind.

»Hab gehört, dass Sie den El-Camino-Fall gelöst haben«, sagte Lieutenant Stine. »Gute Arbeit.«

»Das war vor allem Glück«, meinte Bernie.

»Und obendrein ein umfassendes Geständnis.«

»Dank Chet.«

Lieutenant Stine warf einen Blick zu mir nach unten. Er hatte ein schmales Gesicht und schmale Lippen, die meiner Erfahrung nach nicht oft lächelten – jetzt aber schon, was irgendwie gefährlich aussah. »Er kann gut mit Verdächtigen«, sagte er.

»Sehr gut sogar«, bestätigte Bernie.

Ich wedelte mit dem Schwanz.

»Hab gehört, dass es eine kleine Belohnung gab«, bohrte der Lieutenant weiter. Ein paar Barhocker weiter blickte ein Typ in einem Hawaiihemd auf.

»Kann mich nicht beklagen«, sagte Bernie zu Lieutenant Stine. »Wie wär's mit einem Drink?«

Ungefähr eine Minute später stießen Bernie und der Lieutenant an. Ich hatte mittlerweile den Überblick verloren, das wievielte Glas es für Bernie war; zählen ist nicht meine Stärke, jedenfalls nicht weiter als zwei.

»Übrigens gut, dass ich Ihnen über den Weg laufe«, kam Lieutenant Stine zum Eigentlichen. »Ich hätte da einen Job, der genau Ihre Kragenweite haben dürfte.«

»Nämlich?«, horchte Bernie auf.

Lieutenant Stine sah zu mir runter. »Wenn ich's mir recht überlege, hat er ganz genau Ihre Kragenweite«, meinte er. »Und lukrativ könnte er auch sein.«

»Wir sind ganz Ohr«, sagte Bernie.

Lieutenant Stine senkte die Stimme, aber doch nicht so sehr, dass ich ihn nicht mehr hätte hören können. Habe ich schon erwähnt, wie scharf mein Gehör ist, oder ging es da um meine Zähne? In diesem Moment jedenfalls konnte ich hören, wie eine Frau am anderen Ende der Bar in ihr Handy flüsterte: »Sie haben meine Dosis erhöht.« Das klang so spannend, dass ich den Anfang der Ausführungen des Lieutenants nicht mitbekam und mich erst wieder auf ihn konzentrierte, als er sagte: »... die Great Western.«

»Nie davon gehört«, sagte Bernie.

»Das kann doch nicht sein«, erwiderte der Lieutenant. »Das ist eine der wichtigsten Hundeschauen im Westen, und die ganze Stadt ist mit Plakaten zugespflastert.« Bernie zuckte die Achseln. Ich habe eine Schwäche für dieses Achselzucken. Wenn ich das nur auch könnte! Ich habe es versucht, aber mehr als gekräuseltes Fell auf meinem Rücken ist dabei nicht rausgekommen. »... findet Ende nächster Woche in der Arena statt«, sagte der Lieutenant gerade. »War früher immer in Denver, aber der Bürgermeister hat sie hierhergelockt.«

»Warum?«

»Weil es Geld fürs Valley bringt, natürlich.«

»Wie das denn?«

»Hotelzimmer, Restaurantbesuche, der ganze Touristenquatsch eben«, erklärte Lieutenant Stine weiter. »Allein die Blumen belaufen sich auf eine Viertelmillion.«

»Blumen?«, fragte Bernie.

»Ja, Blumen. Die Besucher der Great Western haben nun mal eine bestimmte Klasse, und das ist zufällig die Lieblingsklasse unseres Bürgermeisters.«

»Ich dachte, er steht für Reformen.«

»Da sind Sie nicht allein.«

»Und welche Rolle hat er mir bei der Sache zgedacht?«, fragte Bernie und kippte den Inhalt seines Glases. »Soll ich etwa die Begrüßungsrede halten?«

Lieutenant Stine lachte, was irgendwie metallisch klang und tief in meinen Ohren ein unangenehmes Gefühl hervorrief. »Nicht ganz«, sagte er. »Er hat auch nicht an Sie im Speziellen gedacht – womöglich hat er sogar noch nie von Ihnen gehört, auch wenn das kaum zu glauben wäre –, er braucht nur einfach jemanden wie Sie.«

»Wofür?«

Der Lieutenant senkte seine Stimme noch mehr. »Als Leibwächter.«

»Nein.«

»Nein? Einfach so?«

»Wir übernehmen keine Leibwächter-Aufträge.«

»Und was war das im Junior-Ramirez-Fall?«

»Eben deshalb.«

»Das hier ist etwas anderes. Erstens kriegen Sie zweitausend am Tag. Zweitens ist dieser Klient neben einem Irren wie Junior Ramirez der reinste Spaziergang.« Lieutenant Stine lachte wieder sein metallisches Lachen. »Wörtlich zu verstehen.«

»Zweitausend?«, fragte Bernie.

»Ein Bonus wäre am Ende wahrscheinlich auch noch drin.«

»Wer ist der Klient?«, fragte Bernie. Ich erinnerte mich zwar an die Bewachung von Junior Ramirez – insbesondere an den Vorfall mit der Eiscreme und der Rasierklinge –, aber ich war trotzdem froh. Unsere Finanzen waren ein Desaster, und zweitausend waren zweitausend und eine ganze Woche mit zweitausend am Tag waren ... also, das überlass ich lieber Ihnen.

Lieutenant Stine griff in seine Jackentasche und zog ein Foto raus.

»Wer ist das?«, fragte Bernie.

»Auf der Rückseite steht ihr richtiger Name«, sagte der Lieutenant. »Kingsbury's First Lady Belle«. Aber ich glaube, im täglichen Umgang nennen sie sie Princess.«

»Der Klient ist ein Hund?«

Ich setzte mich auf. Bernie betrachtete das Foto. Ich betrachtete es auch. Da war eine von meinem Völkchen auf dem Foto? Wo denn? Und dann entdeckte ich sie: ein winziger Flauschball mit riesigen dunklen Augen auf einem Satinkissen. Ich kannte Satinkissen. Leda hatte mal eins gehabt, das allerdings in einer Art Rausch zerkaut wurde, die Einzelheiten dieses Vorfalls sind mir entfallen. Der Satingeschmack war mir jedoch noch lebhaft in Erinnerung: ausgesprochen fremd und interessant. Ich sah mich in der Dry Gulch Bar um: kein Satin weit und breit.

»Doch nicht irgendein Hund«, sagte Lieutenant Stine. »Princess ist ein echter Star. Sie hat in Balmoral den ersten Preis gewonnen.«

»Balmoral?«

»Sie kennen Balmoral nicht? Im Sportkanal bringen sie jedes Jahr eine Live-Berichterstattung darüber, Bernie – da findet die größte Hundeschau des ganzen Landes statt.«

»Nie gehört«, sagte Bernie.

Lieutenant Stine warf Bernie einen Blick von der Seite zu. Den Blick hatte ich auch bei anderen von Bernies Freunden schon gesehen. Bei Sergeant Torres von der Vermisstenabteilung zum Beispiel oder bei Otis DeWayne, unserem Waffenexperten – allerdings hatte ich keine Ahnung, was er bedeutete. »Dann wollen Sie den Job also nicht?«, fragte der Lieutenant.

Job? Welchen Job? Dafür sorgen, dass ein Flauschball auf

einem Satinkissen nicht in Schwierigkeiten geriet? Das war kein Job, das war geschenktes Geld. Komm schon, Bernie.

»Wer ist der Besitzer?«, fragte Bernie.

»Eine Frau namens Adelina Borghese.«

»Wo kommt sie her?«

»Italien, schätz ich mal. Ihr gehört eine große Ranch drüben in Rio Loco.«

»Rio Loco?«, fragte Bernie. »Ich werde mit ihr reden.«

Der Lieutenant nickte. »Dachte ich mir doch, dass Sie bei einer solchen Menge Kies nicht Nein sagen würden.«

Der Hawaiihemd-Mann sah wieder zu uns rüber.

Bernies Augenbrauen wurden ein bisschen krumm. »Ich rede mit ihr, mehr nicht. Ich kann immer noch Nein sagen.«

Lieutenant Stine ging. Ich fraß meine Steakreste auf, streckte mich auf den kühlen Fliesen aus und entspannte mich ein bisschen. Was für ein Leben! Der Schluss der Jagd durch das Lagerhaus lief noch mal vor meinem inneren Auge ab. Und noch mal. Und auf einmal merkte ich, dass der Mann im Hawaiihemd plötzlich neben Bernie saß und ein Gespräch mit ihm angefangen hatte. Zuerst ging es um Hawaiihemden, dann um etwas anderes.

»Was ich anbiete«, sagte er gerade, »ist eine Art Hedgefonds für den kleinen Mann.«

»Kleinen Mann?«, fragte Bernie.

»Nicht klein in Bezug auf Körpergröße oder Verstand, natürlich«, fügte der Hawaiihemd-Mann schnell hinzu. »Ich meine damit ehrliche Bürger, die zufällig keine Börsen-Insider sind. Ich habe gerade ein paar nette Geschäfte auf dem Warenterminmarkt gemacht. Kennen Sie sich mit Zinn-Futures aus?«

Bernie gab dem Barkeeper ein Zeichen, dass er noch einen

Drink wollte, und warf dabei den Salz- und Pfefferstreuer um. »So kompliziert kann das nicht sein«, sagte er.

»Stimmt«, erwiderte der Hawaiihemd-Mann. Und zum Barkeeper, als er Bernies Drink brachte: »Der geht auf mich.« Dann folgte ein längeres Hin und Her über Zinn, Verkaufsoptionen, Kaufoptionen, Bolivien und andere rätselhafte Dinge. Meine Augenlider wurden schwer, so schwer, dass ich sie unmöglich offen halten konnte. Sie fielen zu, und ich döste weg. Das war nur irgendwelches Gerede. Solange das Scheckbuch in Bernies Hosentasche blieb, konnte nichts passieren.

Irgendwann wachte ich wieder auf. Ich fühlte mich tipp-top, stand auf, schüttelte mich ausgiebig und sah mich um. Bis auf mich, den Barkeeper, den Mann im Hawaiihemd und Bernie war das Lokal leer. Ich war als Einziger völlig nüchtern. Dann kam der Barkeeper, dann der Mann im Hawaiihemd und als Letzter Bernie. Und dann kam auch noch das Scheckbuch heraus.

## *Kapitel 2*

Vor langer, langer Zeit, als Leda noch bei uns wohnte, da schlief ich oft mit dem Rücken zur Haustür in der Diele, weil Leda mich aus irgendeinem Grund nicht im Schlafzimmer haben wollte. Jetzt schlafe ich am liebsten am Fuß von Bernies Bett auf dem Teppich mit den Knubbeln, den wir auf einem Flohmarkt erstanden haben, Bernie und ich. Diese Knubbel fühlen sich toll an, schwer zu beschreiben. Nur in Nächten, in denen Bernie schnarcht, schlafe ich lieber wieder vor der Haustür. So auch in der Nacht nach unserem Abendessen im Dry Gulch, weshalb ich auch am Morgen ein Auto vorfahren hörte, gerade als das erste Licht die Nacht zu verdrängen begann.

Ich stand auf, ging zu dem hohen, schmalen Fenster neben der Tür und sah hinaus. Eine lange schwarze Limousine parkte auf der Straße. Der schwarz angezogene Fahrer stieg aus und öffnete eine der hinteren Türen. Eine blonde Frau stieg aus. Sie war auch in Schwarz. Ganz schön viel Schwarz auf einmal. Ich fing an zu bellen, keine Ahnung, warum. Vom Nachbarhaus kam ein hohes Kläff-kläff-kläff. Hey! Iggy war wach. Ich bellte lauter. Er bellte lauter. Iggy war ein guter Kumpel von mir. Bevor der Elektrofritze nebenan einen Elektrozaun an den Mann brachte, hatten wir immer eine Menge Spaß gehabt – ich könnte Ihnen da ein, zwei Geschichten erzählen. Iggy konnte sich allerdings nicht so recht an den Elektrozaun gewöhnen, und jetzt blieb er die meiste

Zeit im Haus. Um unser Haus, Bernies und meins, gab es keinen Elektrozaun, versteht sich. Bernie hatte das Halsband genommen und war über die Zaungrenze gegangen, wo er sich einen Stromschlag holte, dann hatte er den Kopf geschüttelt und den Elektrofritzen seines Weges geschickt. Wer braucht schon einen Elektrozaun? Ich gehöre nicht zu der Sorte, die abhaut, es sei denn, das hintere Tor steht offen oder die Witterung von einem Fuchs oder Nabelschwein liegt in der Luft oder ein unbekanntes Auto fährt die Straße runter oder ich höre plötzlich ...

Die Frau in Schwarz kam auf unser Haus zu. Sie bewegte sich schnell; die Sonne, die hinter den Dächern hervorblitzte, brachte ihren Schmuck zum Glitzern. An ihrem einen Finger funkelte es vielleicht – toll! Leda hatte auch so einen Ring, nur viel kleiner. Leda hatte so einen Ring *gehabt*, sollte ich wohl besser sagen. Kurz bevor sie sich von Bernie trennte, kam es zu einem unangenehmen kleinen Zwischenfall, in dessen Verlauf mir vorgeworfen wurde, schuld am Verschwinden des Rings zu sein. Warum sollte ich einen Ring vergraben wollen? Konnte ich mich auch nur entfernt daran erinnern, jemals so etwas getan zu haben? – Nein. Wenn Sie mich fragen: Ich war komplett unschuldig in dieser Sache.

Die Frau beugte sich vor und drückte auf die Klingel, aber die klingelte schon länger nicht mehr und stand auf Bernies Liste mit den dringend zu erledigenden Aufgaben. Hin und wieder schleppte er die Werkzeugkiste an und machte sich daran, einige Punkte von der Liste abzuarbeiten. Mit die tollsten Tage! Als zum Beispiel der Toaster in die Luft flog, oder als das Klo ...

Klopf, klopf. Die Frau in Schwarz hatte schneller als die meisten das Klingelproblem erkannt. Irgendetwas an der Art, wie sie klopfte, ging mir allerdings gegen den Strich. Ich bellte noch mal. Iggy hörte mich und fiel kläffend ein. Die

Frau klopfte stärker, nicht unbedingt lauter, eher ein schnelles Rattatata, wie spitze Absätze auf einem harten Boden. Dann sagte sie etwas, und auch ihre Stimme klang irgendwie spitz. »Ist jemand da? Machen Sie auf.«

Ich drehte mich um und lief den Flur hinunter, vorbei an Charlies leerem Zimmer – was anzeigte, dass heute nicht jedes zweite Wochenende oder Thanksgiving war oder worauf sich Bernie und Leda gerade geeinigt hatten –, in Bernies Schlafzimmer. Bernie lag auf dem Rücken, einen Arm über die Augen gelegt, die Bettdecke völlig verdreht. Ich roch Bourbon und Zigarettenrauch plus den Geruch von Bernie, den er immer an sich hatte, wenn es an der Zeit für eine Dusche war.

Ich bellte, aber nicht sehr laut – armer Bernie. Ich wusste genau, was er jetzt brauchte, schließlich war ich schon oft genug Zeuge dieser Prozedur gewesen – viel Schlaf, Aspirin, Kaffee, ein kaltes feuchtes Handtuch auf der Stirn. Klopf, klopf, klopf. Keine Zeit für solche Sachen. Ich bellte wieder, lauter dieses Mal.

»Oh«, stöhnte Bernie. »Autsch.«

Ich trabte zum Bett und zog an einer Ecke der Decke. Aus den Tiefen der verdrehten Bettdecke zog Bernie zurück. Bernie war ein großer, starker Mann, aber im Moment nicht. Ein Ruck, und die Decke war weg.

Bernie grunzte, den Arm nach wie vor über den Augen. »Was zum Teufel soll das, Chet?«

Irgendwie hatte ich mich in der Bettdecke verheddert. Ich konnte nichts sehen – gruselig. Ich buckelte, trat um mich, rollte herum – irgendetwas krachte in der Nähe auf den Boden –, bis ich mich endlich aus der Umklammerung befreien konnte. Bernie hatte sich mittlerweile aufgesetzt und ein Auge geöffnet. Über Nacht war es rot geworden.

»Schlafen«, sagte er, seine Stimme klang schon etwas kräf-

tiger; Sie würden es vielleicht als Krächzen bezeichnen. »Ich muss noch ...«

Klopf, klopf, klopf.

Bernies anderes Auge sprang auf, das war noch röter. »Was?«, fragte er. Und dann: »Wer?«

Ich bellte.

»Ist da jemand an der Tür?« Er drehte den Kopf zum Wecker, was schmerzhaft sein musste, weil er zusammenzuckte und »Autsch« rief. Dann blinzelte er auf das Zifferblatt, rieb sich die Augen und blinzelte noch mal. »Es ist doch erst ...«

Klopf, klopf, klopf, klopf – es hörte gar nicht mehr auf. Dieses Rattatata machte mich ganz kirre und Bernie wahrscheinlich auch.

Er legte eine Hand an die Stirn, stand auf, lehnte sich ein wenig zur Seite, so als würde das Zimmer in die andere Richtung kippen, und stolperte ins Bad. Dann hörte ich ein Plätschern – was mich daran erinnerte, dass ich dringend pinkeln musste –, gefolgt von einem Rauschen und dem interessanten Klicker-klicker, das immer dann zu hören ist, wenn Pillen auf dem Badezimmerboden herumspringen. Nicht lange danach – derweil unablässiges Klopfen plus Iggys gedämpftes Kläffen – erschien Bernie in seinem gepunkteten Bademantel, das Gesicht gewaschen und die Haare gekämmt, bis auf ein kleines hornähnliches Ding auf der Seite, was man aber kaum bemerkte. Mit der einen Hand den Bademantel zusammenhaltend – den Gürtel hatten wir bei Charlies letztem Besuch zum Tauziehen gebraucht, bei dem Charlie, Bernie und ich in einem Haufen auf dem Boden endeten (aber ich hatte den Gürtel, was doch wohl hieß, dass ich der Gewinner war! Darum ging es doch beim Tauziehen, oder?) und – wo war ich stehen geblieben? –, ach ja: ging Bernie zur Haustür.

Klopf, klopf, klopf. »Himmel noch mal«, sagte Bernie. »Ich

komm ja schon.« Er drehte den Knauf und zog die Tür auf – vielleicht etwas schwungvoller als beabsichtigt, jedenfalls ließ er den Knauf los, und die Tür krachte gegen die Wand. Im selben Moment ließ er auch seinen gepunkteten Bademantel los, und der Bademantel fiel auf.

Die Augen der blonden Frau, ein blasses Grün, würde ich sagen, aber ich möchte es nicht beschwören – Bernie sagt immer, dass Farben nicht meine Stärke sind –, wanderten nach unten, wurden ein bisschen größer, dann wanderten sie wieder nach oben und blickten Bernie ins Gesicht, wo sie schnell ganz klein wurden. »Ich scheine hier falsch zu sein«, sagte sie. Einmal haben Bernie und ich auf dem Discovery Channel einen Film über Eisbären angeschaut – eieiei –, und da war so ein Bild von einem langen, spitzen Eiszapfen, von dem langsam Tropfen fielen. Im Valley gibt es natürlich keine Eiszapfen, aber aus irgendeinem Grund fiel mir bei der Stimme der Frau dieses Bild wieder ein. Schon komisch, wie der Verstand funktioniert.

Bernie blinzelte: »Oh.«

»Ich suche eigentlich einen Privatdetektiv namens Bernie Little«, sagte die Frau.

»Bingo«, entgegnete Bernie.

»Wie bitte?«, fragte die Frau.

»Sie haben ihn gefunden. Er steht vor Ihnen. Ich bin Bernie Little. Und das« – er drehte sich um und deutete auf mich, wobei der gepunktete Bademantel erneut aufsprang, aber nur ganz kurz – »ist Chet.« Sie musterte mich, ziemlich lange sogar. Mein Schwanz fing an zu wedeln. »Womit kann ich Ihnen dienen?«, fragte Bernie.

»Ich bin Adelina Borghese«, stellte die Frau sich vor.

»Freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte Bernie und streckte die Hand aus. Adelina Borgheses Hand rührte sich nicht von der Stelle.

»Hat Sie dieser Polizist etwa nicht informiert?«, fragte sie.  
»Ich dachte, es sei so weit alles geklärt.«

»Ach ...« Bei Bernie fiel endlich der Groschen. »Sie sind die Klientin mit dem alber...« Er hielt inne. »Äh, kommen Sie doch rein, bitte. Das Büro ist ...« Er deutete den Flur hinunter. Adelinas Blick folgte seiner Hand und blieb an einem Paar Boxershorts hängen, die auf dem Boden lagen. Bernie bemerkte es. »Äh, in Ferien«, sagte er. »Das Hausmädchen.«

Wir hatten ein Hausmädchen? Es gab so viele Dinge, die ich an Bernie mochte, und das war eines davon: Jeden Tag lernte man etwas dazu. Aber jetzt war nicht die Zeit, darüber nachzudenken. Ich raste zu dem großen Stein am Ende der Einfahrt und hob das Bein. In dem Moment hörte ich es kläffen und drehte den Kopf, das Bein noch in die Höhe gehoben – ich kann den Kopf einmal halb herumdrehen, wenn ich muss –, und da stand Iggy am Fenster. Schön, dich zu sehen, Iggy, aber – owei, was war das denn? Er hob auch das Bein.

Bald darauf saßen wir im Büro – Adelina Borghese auf einem der Besucherstühle, Bernie hinter dem Schreibtisch, ich daneben.

Bernie war mittlerweile angezogen – Khakikosen, reingestecktes Hemd, Schnürschuhe – und sah viel besser aus. Er hatte außerdem Kaffee gekocht. Ich habe eine Schwäche für den Geruch, aber mit dem Geschmack kann ich nicht viel anfangen. Mein Getränk ist Wasser, auch wenn ich einmal mit ein paar Bikern in der Wüste einen netten Abend mit ein paar Bier verbracht habe. Aber dazu komme ich vielleicht später noch. Bernie war ganz groß im Befragen von Leuten. Seine Fragen und meine Nase: Wenn Sie meine Meinung wissen wollen, das beides zusammen zeichnet die Little

Detective Agency gegenüber allen anderen aus. Ich machte es mir bequem, um Bernie bei der Arbeit zuzusehen.

»Milch? Zucker?«, fragte er und schenkte Kaffee ein.

»Schwarz«, entgegnete Adelina Borghese.

»Ich auch«, sagte Bernie. »Da haben wir schon mal was gemeinsam.«

Verstehen Sie, was ich meine? Brillant. Auch wenn diese Frau womöglich nicht so leicht zu beeindrucken war, denn von meinem Platz aus sah es so aus, als würde sie ihre Lippen auf eine Art verziehen, die sagte: »Das hättest du wohl gern.«

Bernie schlürfte seinen Kaffee mit etwas zittriger Hand. »Ah«, sagte er, »der tut gut.«

Adelina Borghese nahm wortlos einen Schluck von ihrem Kaffee und rührte ihn danach nicht mehr an.

»Wenn ich es richtig verstanden habe, sind Sie die Besitzerin von Queenie«, sagte Bernie.

Jetzt sah Adelina Borgheses Mund so aus, als hätte sie etwas Ekliges gegessen. »Queenie?«, fragte sie.

»Äh«, sagte Bernie, »war das nicht der Name von dem al...« Er hielt inne. »Was rede ich denn da? Princess, natürlich. Sie sind also die Besitzerin von Princess.«

»Richtig«, sagte Adelina Borghese. »Auch wenn ich unsere Beziehung nicht als Besitzer-Schrägstrich-Besitz begreifen würde.«

»Eher als Team?«, fragte Bernie.

Kurzes Schweigen, dann sprach Adelina wieder, ihre Stimme klang ein bisschen weniger eisig. »Das trifft es eher«, sagte sie. »Princess ist etwas ganz Besonderes. Sie ist eine wahre Kämpfernatur.«

»In Bezug auf was?«, fragte Bernie.

»Hundeschauen«, sagte Adelina, und ihre Stimme gefror erneut. »Hat dieser Polizist Sie denn überhaupt nicht gebrieft?«

»Doch, doch«, erwiderte Bernie. »Nur die Hundeschauen kamen nicht zur Sprache, sonst alles.«

»Was denn sonst?«, fragte Adelina. »Hundeschauen sind harte Wettkämpfe, und Princess ist... sie ist quasi der Michael Jordan unter den Hunden.«

Bernie war ein großer Basketballfan, er hatte eine Menge alter Videos mit Spielen, daher kannte ich Michael Jordan, aber glaubte Adelina wirklich, wir würden ihr abnehmen, dass der kleine Flauschball von dem Foto einen Korbleger hinbekam? Ein Basketball war für unsereins nicht ganz einfach zu handhaben, wie ich hatte erfahren müssen, und das vermutlich mehr als einmal.

»Wie hoch ist das Preisgeld?«, fragte Bernie.

»Preisgeld?«, fragte Adelina.

»Wenn Princess gewinnt.«

»Sie bekommt die Blaue Schleife.«

»Kein Geld?«

»Gibt es etwas Besseres als die Blaue Schleife? Nicht für Princess!«

Bernie lächelte, ein kleines Lächeln, das schnell kam und schnell wieder verschwand. Er trank noch mal von seinem Kaffee; seine Hand war inzwischen ruhig, wie ich erleichtert feststellte. »Ich freue mich darauf, Princess kennenzulernen«, sagte er. »Aber ich muss Ihnen gestehen, Chet und ich haben noch nicht oft als Leibwächter gearbeitet, und noch nie für einen Hund.«

»Chet?«, fragte Adelina.

»Wir sind auch ein Team«, erwiderte Bernie.

Adelina beugte sich vor und starrte zu mir herunter. »Kann man ihm trauen?«

Jetzt wurde Bernies Stimme ein bisschen eisig. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich meine, im Umgang mit kleinen Hunden«, sagte sie.

»Er ist riesig. Komische Rasse. Und was ist mit seinen Ohren?«

Was hatten die nur alle mit meinen Ohren? Höflich war das nicht. Ihre passten im Übrigen auch nicht besonders gut zusammen, wenn Sie mich fragen. Dann fehlte bei meinen Ohren hier und da eben ein kleines Eckchen. Man bekam in unserem Job nun mal gelegentlich einen Kratzer ab – aber den anderen hätten Sie erst mal sehen sollen! Bernies Stimme wurde noch eisiger. »Es gibt im Valley eine ganze Reihe Privatdetektive«, sagte er. »Ich nenne Ihnen gerne ein paar Namen.«

»Ich habe verdammt noch mal nicht die Zeit...« Adelina riss sich zusammen. »Nicht nötig«, meinte sie. »Sie wurden mir wärmstens empfohlen. Man kennt Sie sogar in New York.«

Ich drehte mich zu Bernie: Augenbrauen oben, Ausdruck totaler Überraschung. Aber kein Wort kam über seine Lippen.

»Sind Sie mit den Bedingungen einverstanden?«, fragte Adelina. »Zweitausend pro Tag bis zum Ende der Schau?«

*Plus Spesen! Bitte, Bernie: plus Spesen!* Aber er sagte nichts, nickte nur.

»Ich nehme an, Sie wollen einen Vorschuss«, sagte Adelina.

»Noch nicht«, erwiderte Bernie. *Noch nicht? Aber warum denn nicht?* »Erst mal haben wir noch ein paar Fragen.« Hat-ten wir die? Interessant. Ich wartete.

»Was für Fragen?«

Bernie zählte sie an den Fingern ab. Ich fand es toll, wenn er das tat. Bernie war einfach immer der klügste Mensch weit und breit, auch wenn das manche Leute nicht mitbekamen. »Erstens«, sagte er: »Ist es üblich, dass Hundeschau-hunde Leibwächter haben?«

»Nein«, antwortete Adelina.

»Zweitens: Engagieren *Sie* üblicherweise einen?«

»Nein«, sagte sie, »und bitte zählen Sie die Fragen nicht an den Fingern ab. Mein Mann macht das, und bei ihm nervt es mich schon.«

Bernie klappte seine Finger ein und legte die Hand auf den Schreibtisch. »Es gibt also einen Mr Borghese?«, fragte er.

»Ja, nur nennt man ihn nicht Mister«, erwiderte Adelina. »Mein Mann ist laublütig.«

Bernie beugte sich vor. »Ach ja?« Ich fand das auch interessant. Ob blaues Blut wohl anders schmeckte?

»Er ist ein Graf, Mr Little. Mein Mann gehört dem niederen europäischen Adel an.«

»So, so«, sagte Bernie. »Ein Graf.«

»Ja.«

»Demnach sind Sie eine Gräfin«, schloss Bernie.

»Lassen wir das«, erwiderte sie. »Sie können Adelina zu mir sagen.«

»Und ich bin Bernie«, sagte Bernie mit einem kleinen Lachen, als hätte er einen Witz gemacht. Adelina lachte allerdings nicht, und ehrlich gesagt wusste ich auch nicht, was lustig daran sein sollte. Bernie räusperte sich – das kann ich auch, nur viel lauter –, was er für gewöhnlich immer dann machte, wenn kurz zuvor etwas schiefgegangen war. »Üblicherweise engagieren Sie keinen Leibwächter für Princess, aber jetzt wollen Sie einen«, sinnierte er. »Warum?«

Adelina biss sich auf die Lippe. Dann – Überraschung! – füllten sich ihre Augen mit Tränen. Die Sache mit dem Weinen: So ganz durchschaute ich es nicht. Menschen weinten gelegentlich, Frauen öfter als Männer – Leda zum Beispiel hatte tagtäglich eine kurze Phase gehabt, in der sie weinte –, aber Bernie hatte ich auch schon mal weinen gesehen, wenn Weinen auch Tränen ohne Geräusch bedeutete: Das war an dem Tag gewesen, als Leda Charlies Sachen eingepackt hatte.

Adelinas Weinen war genauso – Tränen ohne Geräusch. Sie öffnete ihre Handtasche, nahm ein Taschentuch heraus, tupfte an ihren Augen herum, die plötzlich dunkler aussahen. »Das Leben von Princess ist in Gefahr«, sagte sie schließlich.

»Wie kommen Sie darauf?«, fragte Bernie.

Adelina kramte wieder in ihrer Tasche, dann reichte sie ihm ein gefaltetes Blatt glänzendes Papier. »Das hier wurde uns geschickt.« Ich stand auf, beobachtete Bernie dabei, wie er das Papier auseinanderfaltete, und trabte um den Schreibtisch, um es mir anzusehen.

»Eine Seite aus einer Zeitschrift?«, fragte Bernie.

»*Die Welt der Hundeschau*«, sagte Adelina. Sie sah zu mir herüber und blinzelte, als würde sie ihren Augen nicht trauen, keine Ahnung, warum.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder dem bunten Blatt zu. Da stand etwas geschrieben, womit ich natürlich nichts anfangen konnte, aber vor allem war ein großes Foto von Princess auf einem Satinkissen zu sehen, womöglich dasselbe Foto wie das von gestern Abend. Der einzige Unterschied bestand darin, dass jemand eine Zielscheibe über den Kopf des kleinen Flauschballs gemalt hatte. Dazu fiel mir nur eins ein: Wir waren im Geschäft.

## Kapitel 3

Bernie sagt immer, er kann Waffen nicht leiden, dabei ist er ein wahrer Meisterschütze. In unserer Bürosafe liegen ein Gewehr und eine Schrotflinte – der Safe ist hinter einem großen gerahmten Foto von den Niagarafällen versteckt, da kommt kein Mensch drauf –, und im Handschuhfach des Porsches liegt eine 38er Special. Bernie hat eine Schwäche für Fotos von Wasserfällen; wir haben einen ganzen Haufen davon. Aber zurück zu den Waffen. Manchmal geht Bernie auf den Schießstand zum Üben. Ich bin ein großer Fan von Schießständen, aber ich war nur einmal dabei, weil sich das Ganze als ein bisschen zu aufregend für mich herausgestellt hat. Daher kenne ich jedenfalls Zielscheiben. Bernie hatte so einen Blick auf dem Schießstand bekommen – ganz kalt und ruhig – und dann: Peng! Mitten ins Schwarze! Genau diesen Blick hatte Bernie jetzt auch, als er das Bild von Princess ansah.

»Wie hat man es Ihnen zukommen lassen?«, fragte Bernie.

»Mit der Post«, sagte Adelina Borghese.

»In Italien?«

»Italien?«

»Leben Sie nicht in Italien?«

»Wir besitzen eine Villa in Umbrien. Aber der Brief kam in unsere Wohnung in Manhattan.«

»Wann?«

»Letzte Woche.«

»Haben Sie den Umschlag noch?«

»Nein.«

»Wo ist er?«

»Die Post wird von unserem Sekretär geöffnet. Er wirft die Umschläge, Werbung und solche Sachen gleich weg.«

»Haben Sie ihn nicht gesucht?«

»Dafür war es zu spät – das Papier wandert gleich in den Schredder.«

»Haben Sie das der Polizei gezeigt?«

»Der oberste Staatsanwalt von Manhattan wohnt im selben Haus wie wir. Er hat gesagt, ich soll mir keine Sorgen machen – wahrscheinlich nur ein schlechter Scherz, meinte er.«

»Aber Sie glauben ihm nicht«, sagte Bernie.

»Er hat keinen Hund«, erwiderte Adelina.

Bernie nickte, so als wäre das alles völlig logisch. Ich persönlich verlor langsam den Faden, was vielleicht auch daran lag, dass die Frühstückszeit schon fast vorbei war, aber von einem Frühstück weit und breit nichts zu sehen. Ich stand auf, machte eine Dehnübung – Vorderbeine weit nach vorne gestreckt, Kopf nach unten, Hintern nach oben, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie angenehm das ist –, trabte in die Küche und schnüffelte hinter dem Abfalleimer herum. Manchmal findet man dort den einen oder anderen Leckerbissen, aber heute nicht. Es lag nur ein Weinkorken da. Nichts zu fressen, aber ich schnappte ihn mir trotzdem und fing an, darauf herumzukauen, schwer zu sagen, warum. Dabei versuchte ich mich daran zu erinnern, wann es das letzte Mal Wein bei uns gegeben hatte. Musste an einem Abend gewesen sein, als Suzie zu Besuch da war – sie mochte am liebsten den roten. Wein riecht ziemlich interessant – selbst Menschen mögen den Geruch. Ich sehe ihnen gerne dabei zu, wie sie ihre kleinen Nasen in das Glas stecken und von



Spencer Quinn

**Auf sie mit Gebell**

Bernie und Chet ermitteln

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37904-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2013

Der zweite Fall für das wohl sympathischste Ermittlerduo der Kriminalliteratur.

Der Privatdetektiv Bernie Little und sein vierbeiniger Partner Chet werden als Leibwächter für die edle Rassehündin Princess angeheuert. Anfänglich nehmen die beiden den Auftrag nicht sonderlich ernst. Doch dann wird Princess tatsächlich entführt. Klar, dass Bernie und Chet sich nun buchstäblich in diesen Fall verbeißen. Vor allem, als bei den Ermittlungen auch noch die Journalistin Suzie Sanchez in Lebensgefahr gerät. Für Chet ist Suzie die tollste Menschenfrau überhaupt, und für Bernie ist sie die heimliche große Liebe ...

 [Der Titel im Katalog](#)